AUS EINER FESTREDE AUF SCHILLER.

Nun glühte seine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt.

Wie zu der Feier seines hundertjährigen Geburtstages vor 50 Jahren, so haben wir Deutsche in allen Weltgegenden auch diesmal uns lange schon gerüstet, um heute den Tag festlich zu begehen, der unserem Volke den Lieblingsdichter, einen seiner grössten Profeten und Herzenskündiger, schenkte. Aber wenn wir uns heute auch, wie damals, seines Besitzes neu versichern und des Grossen uns treu erinnern wollen, das er uns brachte, so klingt durch unsere Feier doch ein ganz neuer Ton. In den Reden der Besten, die Schiller im Jahre 1859 verherrlichten, in den Worten eines Jakob Grimm, eines Uhland und Vischer zittert die Enttäuschung nach, die das Jahr 1848 dem nationalen Hoffen bedeutete. Und um so fester klammerte sich darum das heisse Sehnen nach einem geeinten Vaterland an den Dichter, der diesen Männern im Kampfe vorangeleuchtet hatte.

Was ist es, das uns heute den Dichter so einmütig feiern heisst, wo der Ruf nach einem einigen, grossen Deutschland längst erhört ist?

Deute ich recht, was die deutsche Seele in dieser Feststunde bewegt, dann möchte ich es wohl mit dem Gefühle vergleichen, mit dem wir warm, ergriffen und begeistert unserer Jugendzeit gedenken. Wir sind innerlich nicht mehr dieselben, wie unsere Väter und Grossväter, die Schiller im Jahre 1859 feierten. Zwischen jener Zeit und heute liegen innere und äussere Erlebnisse unseres Volkes, die uns vielleicht reifer und erfahrener, aber auch älter und nüchterner machten. Aber wie uns im Mannesalter zuweilen ein längst entwöhntes Sehnen nach unserem Kinderlande ergreift, wo wir reicher und glücklicher waren, so scheint mir heute das Angedenken an Schiller zu

wirken. Und in dieser Stimmung, wie unter dem Anhauch von Jugendkraft, die von unserem Dichter ausgeht, lassen Sie mich versuchen, auszusprechen, was die Feier in uns aufrührt.

Nur Wenigen ist es, wie Schiller, beschieden gewesen, von ewiger Jugend umweht im Andenken der Nachwelt weiter zu leben. Nicht darum, weil er als Jüngling in der Blüte der Jahre hinweggerafft wurde, ehe er seine grossen Pläne verwirklichen konnte. Früh genug, ach! allzufrüh hat er hinweggemusst, so dass wir die wehmütige Frage nicht los werden, was er seinem Volke nicht Alles noch geschenkt haben würde. Und doch, wie hat er vorher, nach Goethes Zeugnis, den Kreis des Wollens, des Vollbringens nicht durchmessen! Eine Lyrik, der sich weniges ihrer Art in unserer Sprache an die Seite stellen darf, Geschichtswerke, die bis auf unsere Tage wirken, philosophische Schriften, die nach Fichtes Kennerwort das Höchste erwarten liessen, und schliesslich jene stolze Reihe von Tragödien, die unseren Dichter neben die grössten Dramatiker aller Zeiten rückt!

Aber nicht in der Fülle dieser Leistungen, die seine sieghafte Energie zum grössten Teile einem totkranken Körper abringen musste, suchen wir das ewig Jugendliche von Schillers Erscheinung. Wir finden es vor Allem in der stillen, steten Glut seines Herzens, in der frommen, heiligen Begeisterung, dem stolzen männlichen Pathos, die ihn bis zu seinem Tode nicht verliessen. Ich weiss recht wohl, dass es während der letzten Jahrzehnte Mode wurde, jede tiefere Empfindung zu begeifern, und dass es fast schien, als drücke das Mephistophelische Hohnwort: “Mein Pathos brächte dich gewiss zum Lachen” das Endziel aus unserer gerühmten deutschen Bildung. Man hat uns eine Afterkunst schreiend angepriesen, die die Wirklichkeit genau darstelle und die Zuckungen überreizter Nerven in zierlich gedrechselten Versen beschriebe. Aber keine Phrase von neuer Kunst, neuer Sittlichkeit und neuem Leben, kein Renommieren von Kraft und Originalität kann uns darüber hinwegtäuschen, dass man uns matte Stimmung vorgaukelte, wo wir nach gesundem, tiefem Menschengefühl verlangten, und

dass man uns mit seichter Sentimentalität abspeiste, wo wir erschüttert und erhoben sein wollten.

Da will es uns denn an unsere eigene Jugendzeit gemahnen, wo wir für Grosses und Schönes noch zu erglühen vermochten, wenn uns vor Schillers Bild ein Hauch seiner männlichen Begeisterung in's Herz weht. Und vor diesem Bilde, diesem Leben, das einem grossen Opfer für die Ideale der Menschenbrust gleicht, können wir lernen, dass echtes Menschengefühl nicht weichliche Sentimentalität, nicht dumpfer Dusel der Empfindung, nicht leere Schwärmerei, sondern Kraft ist, die, vereint mit kühler Besinnung und frischem Wirklichkeitssinn, Welt und Schicksal überwindet. Denn nicht den nüchternen Berechnern, die vom Schacher und Macher leben, nicht den Feiglingen und Vertuschern, nicht den falschen, um Beifall buhlenden Kunstprofeten ist der Fortschritt eines Volkes, ja der Menschheit anvertraut, wohl aber den Geistern, die am Urquell des Menschenwesens schöpfen. Und wie unsere Grossen alle, wie Lessing, Herder und Goethe, hat Schiller die höchste Aufgabe seiner Zeit—auch unserer Zeit—erkannt und gelöst: das wahre Leben des Menschen aus dem Kopfe ins Herz, ins Gemüt, in die "Natur" zu verlegen.

In diesem Sinne hat er vor Allem seinen Dichterberuf aufgefasst. Wie tief der wahre Dichter ins innerste Menschenleben lenkend und bestimmend eingreifen darf, hat Schiller oft ausgesprochen. Er ist der Vertraute der Götter, verbündet mit den furchtbaren Wesen, die still des Lebens Faden drehen, und so beherrscht er mit dem Stab des Götterboten das bewegte Herz. Denn hier, in unserer Brust, sind unseres Schicksals Sterne. Der Dichter, der die Poesie als den Jungbrunnen der Menschheit pries, jauchzt darüber, dass sie uns zu unserer Jugend Hütten, zu unserer Unschuld reinem Glück zurückführe. Und jubelnd singt er von der deutschen Muse, die, vom Herzen kommend, uns unserer eigenen, deutschen Natur zurückgibt:

Darum steigt in höhern Bogen,
Darum strömt in vollern Wogen
Deutscher Barden Hochgesang.

> Und in eigner Fülle schwellend,
> Und aus Herzens Tiefen
> quellend,
> Spottet er der Regeln Zwang.

Und im stolzen Gefühle, dass die lebendige Quelle des Ewig-Menschlichen in seiner eigenen Brust rausche, durchdrungen von der heiligen Ueberzeugung, dass er als Dichter zum "Bewahrer und Rächer der Natur" berufen sei, hat er seines Amtes als Priester und Profet gewaltet. Darum ist er als Denker so tief in das Geheimnis des Schönen gedrungen, weil der Dichter nur durch den schönen Schein zu wirken vermag und weil ihm die Frage nach dem Wesen der Schönheit zugleich zur Frage ward nach dem Wesen des Menschen.

Es hat sich schon zu Schillers Zeit bei den Romantikern, dann später im 19. Jahrhundert bis in unsere Tage reichend, ein leerer Aestheticismus entwickelt, der das Schöne zu einem Spiel gefälliger Formen verflüchtigen und es von Wahrheit und Sittlichkeit loszureissen sucht. Ein schwatzendes Aesthetentum schwärmt uns heute von einer Kunst um der Kunst willen und möchte sich für seine sittenlose "ästhetische" Kultur gar noch auf Schiller berufen.

Da mag denn ein Funke von Schillers heiligem Zorn gegen die Tempelschänder des Schönen in uns auflodern. Niemand hat, wie er, die Gefahr erkannt, einer reizenden Einkleidung Wahrheit und Sittlichkeit aufzuopfern; und gerade darum, weil er wusste, dass ästhestische Blüte mit sittlicher Fäulnis nur zu oft in der Geschichte zusammen fiel, hat er das Wesen des Schönen tiefer zu fassen gesucht, als je ein Mensch vor ihm. Es ist ihm eine notwendige Bedingung der Menschheit, und zur höchsten Schönheit gelangen, heisst ihm zum vollendeten Menschentum aufsteigen. Dabei kennt er keine Schönheit, die nicht zugleich wahr und gut sei, ist sie doch nach dem Worte eines älteren Kritikers ein hell leuchtender Strahl des W a h r e n, der mit solcher Kraft auf die Sinne und das Gemüt dringt, dass wir uns nicht erwehren können. Darum kann sich, nach Schiller, die wahre Kunst nicht bloss mit dem Schein der Wahrheit

begnügen, "auf der Wahrheit selbst, auf dem festen und tiefen Grunde der Natur errichtet sie ihr ideales Gebäude."

Dieser Wahrheit als Profet zu dienen, sie "in die einfachen Gefühle der Natur aufzulösen" und "ihre Geheimnisse in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinn zu erraten geben," hat Schiller als den höchsten Beruf des Dichters gefühlt. Das deutsche Ideal des wahren Volksdichters, das Herder und Bürger zuerst geahnt hatten, steigt damit zugleich glänzend vor seiner Seele herauf. So konnte ihm denn das Schöne, die sichtbare Offenbarung des Wahren und Guten, als das Mittel erscheinen, den Menschen zu seiner höchsten Vollendung zu führen. In einer seiner tiefsinnigsten Dichtungen, dem Gedicht "Das Ideal und das Leben," hat er wie mit religiöser Weihe das Reich der idealen Schönheit besungen, in dem die Gegensätze und Kämpfe, die Leiden und Gebrechen des wirklichen Lebens aufgehoben und überwunden sind. Nie hat die Sehnsucht der Menchenbrust nach einem höheren, vollendeteren Dasein ergreifenderen Ausdruck gefunden, nie der Glaube an die siegende und verklärende Kraft des Wahren, Guten und Schönen im tiefen Leid des Lebens freudigeres Zeugniss abgelegt, als in diesen Versen. Ja, zu welcher Höhe der Vollendung muss der Dichter sich selbst hinaufgeläutert und gekämpft haben, der, vom Tode bereits gezeichnet, im Bewusstsein, dass er in voller Manneskraft von Weib und Kind, von Freunden und Volk scheiden müsse, die ergreifenden Strophen singt:

Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn Laokoon der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz,
Da empöre sich der Mensch! Es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage
Und zerreisse euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Nur der heil'gen Sympathie erliege
Das Unsterbliche in euch!

Aber in den heiter'n Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,

Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Träne fliesst hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr.
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Thau,
Schimmert durch der Wehmut düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

Nur wer in der Tiefe seines Herzens eines unerschütterlichen, seligen Glaubens an die Wahrheit seiner Ideale, an die ewigen Werte des Menschenwesens lebt, vermag sich zu der göttlichen Milde und Ruhe zu erheben, die alle Näherstehenden an Schiller priesen. Wir haben uns heute gewöhnt, den Menschen einseitig als Naturwesen, als Produkt der Verhältnisse und Umstände aufzufassen, und eine gewisse Richtung der Gegenwart ist emsig an der Arbeit, die alten, ewigen Werte der Menschenbrust zu zernagen.

Da soll uns denn Schiller, allen philosophischen Nörglern und Haarspaltern zum Trotz, in dieser Feststunde an das "Majestätsrecht unserer Person," an unseren W i l l e n gemahnen. Auf der Ueberzeugung von der Freiheit und Macht das Willens, der Unabhängigkeit des Ich von der Natur, beruht im letzten Grunde das Geheimnis von Schillers sittlicher Grösse, seiner unbesiegbaren Jugendkraft, wie der Wirkung seiner Poesie. Zu dieser Ueberzeugung bedurfte er keiner grübelnden Spekulation, sie war ihm unmittelbar gegeben, wie die Ueberzeugung von den ewigen Werten des Menschenwesens, die sein lauteres Gefühl ihm offenbarte. Der feste, männliche, dem Guten zugerichtete Wille seiner Persönlichkeit ist es denn auch, der seiner Poesie den ferndringenden Stahl-und Glockenklang verleiht. Nur da, wo ein mannhafter Wille herrscht, der sich mit dem ewigen Willen *eins* weiss, kann von Verantwortung, von Schuld und Sühne die Rede sein. Auf dem Grunde dieser Weltanschauung, deren Mittelpunkt der sittliche Wille ist, wurde Schiller zum grössten tragischen Dichter seit Shakespeare. Nicht zufällig hat er im Ringen gewaltiger Naturen um Herrschaft und um Freiheit den inner-

sten Lebensnerv der Geschichte, wie die Wurzel der Tragik erblickt. Hat er in der Entfaltung und im Kampf gleichberechtigter Willen die Offenbarung des *einen,* ewigen Willens geschaut und den göttlichen Menschenberuf, Schöpfer zu sein und Gestalter unserer eigenen Welt.

So hat Schiller uns Goethes Welt, die reiche und doch zu einseitig naturhaft bedingte, ergänzt, indem er uns in seinen Dramen die Wunderfülle der s i t t l i c h e n Welt, der Menschenwelt, als einer Menge gleichberechtiger Willensmittelpunkte erschloss. Denn Goethe kennt im letzten Grunde doch nur *einen* Mittelpunkt d.h. sich selbst; Schiller dagegen hat eine Unendlichkeit von solchen Mittelpunkten, die er zu e i n e m zusammenzuschliessen trachtete. Nicht mit Zwang, sondern durch Verbrüderung der Geister; nicht um sie, nach der Weise phantastischer Philosophen, etwa untergehen zu lassen in einem abstracten "Allwillen," sondern um der Individualität, ohne die der wahre Dichter nicht auskommen kann, erst recht die unabhängige Stellung im Ganzen zu sichern:

"Einig sollst du zwar sein, doch e i n e s nicht mit dem Ganzen.
Durch die Vernunft bist du e i n s, einig mit ihm durch das Herz.
Stimme des Ganzen ist deine Vernunft, dein Herz bist du selber:
Wohl dir, wenn die V e r n u n f t i m m e r i m H e r z e n d i r w o h n t."

Wo hätte die schmerzlich gesuchte Einheit von Kopf und Herz, wo das ersehnte letzte Zusammenklingen des Einzelnen, Aller Einzelnen, mit dem Ganzen je tieferen Ausdruck und glücklicher abschliessende Lösung gefunden? Das ist ja das Grosse, Einzige in Schillers Geisteswelt, dass darin der Einzelne in sich zugleich das Ganze darstellt, das er braucht und dem er mit freiem Entschluss zustrebt.

Und aus dieser Weltanschauung ist schliesslich Schillers Poesie der F r e i h e i t erblüht. Denn nur wo Freiheit ist, da kann von Wille die Rede sein. Jene innere Freiheit, die herrschen lernt über die Aussenwelt und K r a f t gibt zum Kampfe, wie im Leid. Darum ist sie kein aesthetisches Phantasiespiel, kein flüchtiger Traum abstracter Speculation, am

wenigsten zuchtlos romantische Willkür; sondern die höchste sittliche Lebenskraft unseres Gemütes selbst. Diese Lebenskraft, in der Ziel und Wesen des Menschengeistes keimhaft beschlossen liegen, als dessen innersten Trieb zu erwecken, zu üben und auszubilden, ist die letzte Aufgabe der Kunst, der Schiller als Profet und Priester diente: "Die wahre Kunst hat es nicht bloss auf ein vorübergehendes Spiel abgesehen; es ist ihr Ernst damit, den Menschen nicht bloss in einen vorübergehenden Traum von Freiheit zu versetzen, sondern ihn wirklich und in der That frei zu machen, und dieses dadurch, dass sie eine Kraft in ihm erweckt, übt und ausbildet, die sinnliche Welt, die sonst nur als roher Stoff auf uns lastet, als eine blinde Macht auf uns drückt, in eine objective Ferne zu rücken, in ein freies Werk unseres Geistes zu verwandeln und das Materielle durch Ideen zu beherrschen."

Aus den ewigen Wundergärten des Wahren, Guten und Schönen, dahin Schiller wie Keiner gewaltig vorgedrungen war, hat er das Evangelium der Freiheit als goldene Frucht seinem Volke und, durch uns, der Menschheit dargebracht. Jahrhunderte mögen vergehen, ehe der Welt aus der Himmelstiefe deutschen Geistes eine gleich herrliche Botschaft erklingen wird.

JULIUS GOEBEL.